Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 82 (1973)

Heft: 2

Artikel: Schritt in die Zukunft : zur Gründung des Schweizerischen Krankenhausinstitutes

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

oder schlechte Noten auszuteilen, lästige Kontrollübungen zu machen, schematische Einteilungen vorzunehmen – der klinische Unterricht kann nur dann nutzbringend sein, wenn alle mit vollem Einsatz dabei sind und sich auf Zusammenarbeit, ein gewisses Recht zur Mitberatung und aufbauendes Handeln einstellen. Alle sollten die Empfindung haben, auf der gleichen Ebene zu stehen und vom gleichen Willen beseelt zu sein: im Patienten, der nicht nur als «Fall» behandelt werden will, den Mitmenschen zu sehen und ihm zu helfen.

Schliesslich wollen wir noch einen ganz besonders wichtigen Partner im fruchtbringenden Zusammenwirken des klinischen Unterrichts erwähnen, nämlich den Kranken selbst. Er will und soll wissen, dass sein Mittun notwendig ist im gemeinsamen Bemühen um die Wiedererlangung seiner Gesundheit. Er müsste in den Kreis der ihn behandelnden Ärzte und Schwestern einbezogen werden und die nötigen Auskünfte, die er wünscht, erhalten. Jeder, der ihn pflegt, sollte ihm das Gefühl geben, dass er zuverlässigen Händen anvertraut und in guter Obhut ist. Die Achtung vor dem Menschen bleibe oberstes Gebot.

Der Pflegeberuf gibt – wie kaum ein anderer – dem jungen Menschen die Möglichkeit, zu sich selbst zu finden, seine Persönlichkeit zu entfalten. Er lernt, seelische und körperliche Belastungen zu überwinden und gewinnt Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten. Mit seiner Tätigkeit, Lebensführung und Moral bildet er einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil der Behandlung eines Kranken. Es wird noch viel Zeit brauchen, den Krankenpflegeberuf der modernen Entwicklung anzupassen, um den neuen Aufgaben gerecht zu werden. Daneben sollten aber auch noch mehr junge Menschen bereit sein, die Mühen dieses Berufes – oder besser gesagt – dieser Berufung, auf sich zu nehmen.

Wir wissen, dass wir heute zwischen der Wirklichkeit und den gewünschten Zielen stehen. Die daraus sich ergebende Konfliktsituation schafft Spannungen, die jedoch – wie wir eingangs erwähnten – den Fortschritt bringen. Th. A.

Schritt in die Zukunft

Zur Gründung des Schweizerischen Krankenhausinstitutes

Ist die Kostenexplosion in unseren Spitälern noch länger zu verantworten? Sind nicht umfassendere Planung, Koordination, eine gezieltere betriebswirtschaftliche Spitalführung als Gegengewicht zur Aufsplitterung und Experimentierfreudigkeit der modernen Medizin geboten? Zudem drängt sich die Frage auf, ob nicht viele jener Patienten, die heute einen kostspieligen Platz in einem Akutspital belegen, eher in einem Pflegeheim unterzubringen sind? Was komplizierte und teure Apparaturen betrifft, – ist es sinnvoll, wenn jedes Spital hochqualifizierte Ausrüstungen aufweist, sie aber nicht voll ausnutzen kann? Sollte man nicht auch im Blick auf Behandlung und Pflege eine Schwerpunktbildung unter den Spitälern ins Auge fassen im Sinne von Spezialisierung bei komplizierten Krankheitsfällen? Diese Fragen hat sich mancher schon gestellt.

Erste Vorstösse 1930

Als im Jahre 1930 der Verband Schweizerischer Krankenanstalten (VESKA) gegründet wurde, sprach man von der Errichtung eines zentralen Informations- und Dokumentationsdienstes, eine Stelle also, die eine zielgerichtete Spitalplanung anstreben und ermöglichen sollte. Dieser Wunsch nahm im Laufe der Jahre immer stärker Gestalt an und manifestierte sich schliesslich 1967 in einem ersten von der VESKA erstellten Entwurf zu einem Krankenhausinstitut. Man erkannte indessen bald, dass die Errichtung eines leistungsfähigen gesamtschweizerischen Planungs-, Beratungs- und Dokumentationszentrums die Kräfte der VESKA übersteigen würde, dass man aus diesem Grunde das Gespräch mit weiteren Kreisen aufnehmen musste. Dies waren insbesondere der Bund, die Kantone, die Verbindung der Schweizer Ärzte und das Schweizerische Rote Kreuz, die nun auch als Mitglieder des am 7. Dezember vergangenen Jahres gegründeten Krankenhausinstitutes vertreten sind und insgesamt 17 Delegierte in den als Exekutivorgan amtenden Institutsrat entsenden. Davon entfallen je drei Vertreter auf den Bund sowie auf die VESKA, 9 Vertreter auf die Kantone, von denen bis jetzt 23 dem Institut beigetreten sind, und je ein Vertreter auf die Verbindung der Schweizer Ärzte und das Schweizerische Rote Kreuz. Letzteres hat den neuen Leiter der Abteilung Krankenpflege, Dr. rer. pol. Heinz Locher, in den Institutsrat delegiert.

Aufgaben und Ziele des Krankenhausinstitutes

Der Präsident der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz, der Aargauer Regierungsrat Dr. B. Hunziker, umriss in seiner Ansprache anlässlich der Gründungsversammlung das Ziel des Krankenhausinstitutes, das, um eine enge Zusammenarbeit mit der dort ebenfalls ansässigen VESKA zu gewährleisten, seinen Sitz in Aarau haben soll. Es gilt, eine wirksame und wirtschaftlich vertretbare Spitalpolitik zu erreichen, die sich von der Planung über den Bau bis zum Management und zum Betrieb der Spitäler erstreckt. Auch eine internationale Zusammenarbeit wird angestrebt, und zwar mit den landeseigenen Krankenhausinstituten in Deutschland, Schweden und Holland, die sich zwischenzeitlich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben. «Viel mehr Wissen über viele Problemkreise der Spitalpolitik tut not, will man der Aufgaben und Ausgabenflut Herr werden», führte Regierungsrat Hunziker aus. Der Tätigkeitsbereich des neuen Krankenhausinstitutes wird folgende Aufgaben umfassen:

- Information und Koordination in allen Belangen des Krankenhauswesens;
- Dokumentation und Statistik durch Beschaffung und Verarbeitung von wichtigen sachbezogenen Unterlagen;
- Ausarbeitung von allgemein gültigen Grundlagen und Normen für die Krankenhausplanung;
- Bearbeitung von Fragen der Rekrutierung, Führung, dem Einsatz, der Aus- und Weiterbildung des Personals;
- Bearbeitung von Problemen im Zusammenhang mit der Integration des Kran-

kenhauswesens in den öffentlichen Gesundheitsdienst und der Koordination in der ärztlichen Versorgung;
- eigene Untersuchungs- und Forschungstätigkeit, soweit diese notwendig und zweckmässig ist.

In den Vorbereitungsphasen fehlte es nicht an kritischen Stimmen, die einen aufgeblähten administrativen Apparat befürchteten. Mit besonderer Genugtuung nahm man darum das Versprechen des ersten von der Gründungsversammlung gewählten Präsidenten des Krankenhausinstitutes, Regierungsrat Dr. G. Hoby, St. Gallen, zur Kenntnis, der darauf hinwies, dass man sich in erster Linie mit praktischen Problemen befassen werde und sich in «haushälterischer Sorgfaltspflicht» auf das Notwendige beschränken müsse. «Es geht nicht an, dass sich die Medizin gewissermassen auf einsamer Höhe, ohne Rücksichtnahme auf die volkswirtschaftliche Tragbarkeit in Spezialitäten und Subspezialitäten weiterentwikkelt», erklärte der Referent, «deren Effizienz in keinem Verhältnis mehr zum personellen und finanziellen Aufwand steht. Die moderne Medizin kann ihre Glaubwürdigkeit nur durch eine vermehrte Zuwendung zur Ganzheitlichkeit und durch eine Konzentration auf das Wesentliche unter Beweis stellen. Moderne Medizin und Spitalführung sind ohne interdisziplinäre Bezüge einfach nicht mehr vollziehbar».

Mühsame Aufbauarbeit

Die Gründungsversammlung ist erfolgt, Präsident und Stiftungsrat gewählt, die Statuten angenommen, doch eine mühsame, langwierige Aufbauarbeit steht bevor. Das Betriebsbudget, über das noch beschlossen werden muss, rechnet mit Fr. 600 000 bis Fr. 700 000 pro Jahr. Davon wird in den ersten zwei bis drei Jahren ein grosser Teil für die Einrichtung des Sekretariates, dem ein Direktor vorstehen soll, für Personal und für Dokumentationsmaterial verwendet werden müssen. Um eine weitreichende interdisziplinäre Tätigkeit im Sinne einer fundierten Beratung zu gewährleisten, wird man folgende Spezialisten berufen müssen: einen Juristen, einen Arzt, einen Spitaldirektor, einen Betriebswirtschafter und einen Architekten. Diese Aufzählung deutet an, in welche Richtung die Tätigkeit gehen wird. Viel wertvolle Einzelarbeit ist bereits hier oder dort geleistet worden, die jedoch mehr oder weniger im Sande verlief, ohne dass gemachte Erfahrungen systematisch gesichtet und anderen Interessenten, zum Beispiel Spitalplanern, zugänglich waren. Dies soll nun anders werden.

Es bleibt zu hoffen, dass das neue Krankenhausinstitut, wenn auch sein Aufgabenbereich allein auf das Spitalwesen bezogen ist, bei seiner Tätigkeit die noch neue Konzeption einer vermehrten Pflege und Behandlung ausserhalb des Spitals nicht ausser acht lässt.

ebh.

Kinder in Not

Werner Haug

Ein Schweizer Student berichtet von seinen Eindrücken anlässlich eines Besuches in Nordirland im Sommer 1972. Er will nicht die Lage analysieren oder Recht und Unrecht abwägen, zu solchem Tun würde ihn der kurze Aufenthalt nicht legitimieren, aber er hat beobachtet, zugehört und gefragt und sich seine Gedanken darüber gemacht. Betroffen von den Auswirkungen des Zwistes auf die Kinder schildert er diesen vielleicht dunkelsten Punkt im irischen Drama.

Irland hat seit dem erneuten Ausbruch des Bürgerkrieges im englisch beherrschten Ulster vermehrt die gelegentliche Aufmerksamkeit der europäischen Öffentlichkeit beansprucht, aber ohne auf viel Verständnis zu stossen. Der sogenannte Religionskrieg, der in Wirklichkeit vorab ein sozialer Konflikt ist, hat bei uns nur befremdetes Kopfschütteln zur Folge gehabt.

Das Leben in der Republik Irland wurde bis jetzt von den kriegerischen Ereignissen nur indirekt betroffen und geht seinen ruhigen fast eintönigen Verlauf. Im Sommer 1972 fuhr ich vom Süden auf einer kleinen Nebenstrasse nach Nordirland hinauf. Kein Zollposten kontrollierte den Verkehr, nur an den grossen, sauberen Strassenschildern erkannte ich den Wechsel in englisches Herrschaftsgebiet.

Der Aufenthalt in Derry – die katholischen Iren lassen «London» weg – beeindruckte mich stark, besonders das Erlebnis der damaligen «No-go Areas», katholische Quartiere, die von Polizisten und Soldaten nicht betreten werden durften und wo die Gemeindeglieder selbst, beziehungsweise ihre Kampforganisationen mehr oder weniger für Ordnung sorgten.

Unsicherheit und gegenseitiges Misstrauen prägen das Leben in der ganzen Stadt. Denkmäler des Hasses und Missverständnisses sind ausgebombte Häuserreihen, zerstörte Kaufläden, Banken und Hotels, von welchen nur noch Ruinen stehen. Die Fenster der Häuser sind vernagelt, Stacheldraht und Betonblöcke versperren die Strassen und erlauben der Armee, die Passanten an den wenigen Durchgangsstellen gründlich zu kontrollieren. Soldaten patroullieren in den Strassen und Gässchen, von Bunkern und Panzern aus überwachen sie Plätze und Strassenkreuzungen. Angst bedrückt die Gemüter der Menschen, denn niemand weiss, wo Freund und wo Feind genau stehen; heute weniger denn je, nachdem die von Extremisten beherrschten «No-go-Gebiete» wieder unter die Kontrolle der britischen Armee gefallen sind.

Der verzweifelte Hass der Erwachsenen hat sich auf die Kinder übertragen. In erschreckendem Masse sind Knaben und Mädchen zu Werkzeugen der Kriegsführung geworden. In Banden ziehen sie aus, um Angehörige der anderen Konfession auszurauben und zu verprügeln oder Soldaten mit Flaschen und Steinen anzugreifen. Dem zerstörerischen Einfluss ihrer Umgebung besonders ausgeliefert sind die Jugendlichen, die in einem protestantischen oder katholischen Ghetto leben, wo die jeweilige Gemeinde ihre Identität und ihr Selbstbewusstsein mit hochgespielten Traditionen und Terrorakten ihrer Extremistengruppen dauernd neu bestätigen muss. Hier sind Gewalt, Razzien, Schiessereien und Steinigungen zum alltäglichen Erlebnis geworden. Das Vertrauen in jede Rechtsordnung ist geschwunden, nur ein Gleichgewicht von Gewalt und Gegengewalt scheint einige Sicherheit zu gewähren.

Besonders betroffen war ich von der Selbstverständlichkeit, mit welcher Jugendliche zu brutalen Kampfmitteln greifen. Ich traf in Londonderry keine weinenden, verängstigten Kinder an, sondern Knaben und Mädchen, die an die Realität des Krieges gewöhnt waren, ihre unversöhnlichen Feinde kannten und hemmungslos gegen sie loszogen. Natürlich haben auch die Schulleistungen nachgelassen. Wie langweilig ist doch die Schule für jemanden, der in der Aussenwelt eine aktive Rolle spielen kann.

In den letzten Jahren hat die Ghettobildung zugenommen. Katholiken zogen aus mehrheitlich protestantischen Quartieren aus, und Protestanten verliessen katholische Strassen, vielfach waren sie eingeschüchtert worden und hatten Morddrohungen erhalten. Die persönliche Erfahrung, Freiwild zu sein, seiner Integrität verlustig, ist ein weiterer Umstand, der dazu geführt hat, dass aus Kindern entschlossene Kämpfer geworden sind. In Belfast und Londonderry sind hunderte von Häusern niedergebrannt worden, Familien mussten die Wohnung